



Peter Zimmermann

Was der Igel weiss

Roman

edition bücherlese

e^b...

Peter Zimmermann

WAS DER I GEL WEISS

Roman

edition**bücherlese*****

Im Winter sind die Ufer der Aare verlassen. Der Fluss, der die Berner Altstadt zur Halbinsel macht, wirkt erschöpft. Auf den Treppen, die zum Wasser führen, dort, wo sich an Sommertagen aufgeheizte Körper in Badehosen stauen, vermodert Laub.

Ich sitze auf der Bank vor dem Kanu Klub, den Kragen hochgeschlagen, die Zehen in zu großen Schuhen auf und ab wippend, und blicke zur anderen Seite. *GENTECH SABO-TIEREN!* ist da zu lesen, mit schwarzer Farbe auf eine Betonwand gesprayt. Ich zähle die Anarcho-Zeichen, die zwischen den Buchstaben stehen. Dann schiebe ich den Ärmel meines Mantels nach hinten, sehe auf die Uhr und gebe mir noch eine Viertelstunde.

»Ich komme nach Bern«, hat er gesagt.

»Patrick?«

»Randweg 48. Stimmt das?«

»Ja.«

»In zwei Stunden bin ich bei dir.«

»Okay«, habe ich mit zittriger Stimme gesagt, habe aufgelegt, mich angezogen und die Wohnung verlassen.

Die kalte Luft tut gut. Enten gleiten lautlos im Wasser. Den Kopf in den Nacken gelegt, mustere ich die Pfeiler der Brücke, die über mir ragt, als gehörte sie zu einer anderen Welt. Schließlich stehe ich auf, strecke meine Glieder, nehme die Stufen in Angriff, die nach oben führen, und gehe zurück nach Hause.

Ich ziehe den Vorhang zur Seite und beobachte, wie der Typ vom Original Kebab Abfallsäcke in einen Container wirft. Schnee fällt. Ein Auto mit Zuger Nummernschild nähert sich, es hält nicht an. Ich höre das Wasser brodeln, das ich aufgesetzt habe. In der Küche öffne ich den Kühlschrank und halte einen Karton Milch unter meine Nase. Sie riecht sauer. Ich schließe die Augen.

Die Netzstation. Am Boden die fauligen Wasserpfützen. Patrick, der in der Ecke kauert.

Ich schütte die Milch in den Ausguss, löfle Zucker in den Kaffee. Dann setze ich mich an den Küchentisch, rauche eine Zigarette, reibe mit dem Daumen über den Zündstein des Feuerzeugs, bis die Haut zu schmerzen beginnt.

Das Geräusch der Klingel lässt mich zusammenzucken. Ich stecke den Hausschlüssel in einen der Handschuhe, die ich zum Trocknen auf den Radiator gelegt habe, und öffne das Fenster. »Hallo«, rufe ich.

Patrick blickt nach oben, blinzeln. Schneeflocken wirbeln um seinen Kopf. Ich schwenke den Handschuh hin und her, lasse ihn fallen, doch Patrick macht keine Anstalten, ihn zu fangen, er steht bloß da und schaut zu, wie das Ding vor seinen Füßen auf den Gehsteig klatscht.

Ich habe ihn mir anders vorgestellt, in englischem Anzug und mit kariertem Schal um den Hals. Er trägt einen braunen Rollkragenpulli unter einer abgewetzten Lederjacke, Jeans und Turnschuhe. Sein Haar ist licht geworden, hat sich zurückgezogen, um einer erstaunlich glatten Stirn Raum zu geben. Die Augen schimmern in kräftigem Blau, dunkler, als ich es in Erinnerung hatte. Die Narben im Gesicht sind kaum zu sehen.

»Komm rein«, sage ich, Patrick nickt, und diese Bewegung, die wortlose Geste eines fast zwei Meter großen Hünen, rückt

die Verhältnisse zurecht: Nicht ich bin es, der ihm Einlass gewährt, er ist es, der meine Wohnung betritt, ohne die Schuhe abzustreifen und ohne mich anzusehen. Mit drei Schritten ist der Raum erobert. In der Mitte des Wohnzimmers dreht er sich um. Will er mir die Hand geben? Ich wende meinen Blick ab und zeige zur Küche, wo die beiden einzigen Stühle stehen, die ich besitze. Patrick geht voran, öffnet den Kühlschrank, um ihn gleich wieder zu schließen, hebt den Versandkatalog hoch, der auf der Herdplatte liegt, und wirft ihn unter den Küchentisch, wo sich das Altpapier stapelt.

»Bist du gekommen, um aufzuräumen?«, frage ich.

»Du hast deinen Humor bewahrt, Tom. Das ist gut.« Jetzt blickt er mir direkt in die Augen, und ich fühle mich dreißig Jahre zurückversetzt, in unser Klassenzimmer: Wir standen hinter den Pulten, und als uns Pater Konrad die Regeln erklärte, die an der Schule galten, stieß mir Patrick mit dem Finger in die Seite. Ich drehte den Kopf, erwartete eine Bemerkung. Aber mein neuer Mitschüler sah mich nur ausdruckslos an.

»Möchtest du Kaffee?«, frage ich, registriere ein Grunzen und löfle Pulver in eine Tasse. Ich schraube den Deckel wieder auf die Dose, und in diesem Moment streckt mir Patrick die Hand entgegen.

»Schön, dich wiederzusehen«, sagt er.

Ich höre ein Surren, reiche ihm die Hand, erwarte kühles Metall. Stattdessen umschließt weiches Silikon meine Finger. Es ist kein echter Händedruck. Ich kriege die Prothese nicht richtig zu fassen, unterdrücke den Impuls, neu anzusetzen.

»Myoelektrisch«, sagt er. »Hab ich seit zwei Jahren. Die ist um Welten besser als der Scheiß, den sie mir früher über den Stumpf gezogen haben.«

Endlich löst sich der Griff der Prothese, ich zupfe meinen Ärmel zurecht, und wir setzen uns hin. Ich sollte fragen, ob er Schmerzen hat. Wie er zurechtkommt. Doch ich rühre bloß in der Tasse. Patrick greift nach der Dose und liest vom Etikett: »*Kühl, trocken und vor Licht geschützt lagern.*« Was ich gegen echten Kaffee einzuwenden habe, will er wissen.

»Ich mag den am liebsten.«

»Meine Mutter ist gestorben.« Er stellt die Dose zurück auf den Tisch. »Gestern war Beerdigung.«

»In Zug?«

»Ja.«

Ich zünde mir eine Zigarette an, halte ihm das Päckchen hin, er winkt ab.

»Tut mir leid«, sage ich und atme den Rauch durch die Nase aus. Die Schwaden verteilen sich im Raum. »Wann fährst du zurück?«

»Morgen.«

»Du wohnst in London?«

»Etwas außerhalb.« Mit der gesunden Hand wischt er Krümel vom Tisch, sein Blick geht ins Leere.

Ob er weiß, was Isabelle macht oder was aus Emil geworden ist? Ich könnte ihn daran erinnern, wie Georg auf den Stuhl gestiegen ist, damals, mitten im Unterricht, und die Nidwaldner Hymne gesungen hat. Patrick würden weitere Episoden einfallen, Geschichten, die sich anfühlen wie um die Schulter gelegte Decken. Doch dann würden wir unweigerlich auf Jasmin zu sprechen kommen und auf alles andere.

»Bist du verheiratet?«, frage ich.

»Geschieden.«

»Kinder?«

Er schüttelt den Kopf.

Ich presse den Stummel in den Aschenbecher, bis er abknickt, greife nach der Schachtel.

»Hast wieder angefangen«, sagt Patrick.

»Ja.«

»Und Milch trinkst du auch?« Er reckt das Kinn in Richtung Spüle, wo ich den leeren Karton habe stehen lassen.

»Manchmal.« Ich fummle eine weitere Zigarette aus der Schachtel, drehe sie zwischen den Fingern. »Bio«, füge ich an.

»Und ich esse kein Fleisch.«

»Bravo.« Er beugt sich nach vorn, nimmt einen Schluck Kaffee, nachdem er mit spitzen Lippen in die Tasse gepustet hat. Er schlürft, lauter als es nötig wäre. »Das passt«, sagt er. »Das passt gut zu dir, dieser Kompromiss, diese, wie soll ich sagen, Ausgewogenheit einer vernünftigen Lebensführung. Moralisch und lobenswert. Kann man nicht dagegen sein.«

Patricks Stimme klingt fremd. In sein Schweizerdeutsch hat sich ein Akzent eingeschlichen, die Aussprache ist verwaschen, das »R« rollt nicht sauber, als gäbe er sich beim Reden wenig Mühe.

»Ich fand schon immer, dass Radikalität nicht deinem Wesen entspricht«, sagt er und lehnt sich zurück. Im schwachen Licht der Küchenlampe sieht seine Haut ungesund aus, die Wangen sind schlaff. Und doch: Wie er mich ansieht, den Atem angehalten, die Augen weit offen, gleicht er einer Katze vor dem Mäusebau. Ich stehe auf, gehe zur Spüle und presse die Luft aus der Milchpackung.

»Weshalb bist du hier?«, frage ich.

»Ich hab Hunger. Hast du was da?«

»Nein.«

»Na schön. Lass uns essen gehen.«

Er beißt in den Döner, blassrote Soße tropft auf den Tisch. Fettgeruch hängt in der Luft, in der Ecke brummt ein Getränkeschrank. Ich habe eine Brasserie empfohlen, dreihundert Meter von meiner Wohnung entfernt, aber Patrick fand, er habe keine Lust, durch Schneematsch zu stapfen, nur um eine verschmorte Aubergine vorgesetzt zu bekommen.

»Der Krebs hat zügig gearbeitet«, sagt er. Im September, kurz nach der Diagnose, Stufe vier, Metastasen überall, habe er seine Mutter das letzte Mal gesehen und Pläne für ein Treffen an Weihnachten geschmiedet, an dem die ganze Familie hätte teilnehmen sollen. Doch am Ende, vorige Woche, sei alles sehr schnell gegangen. Von Beginn an habe sie sich geweigert, einen Darm-Bypass legen zu lassen. Einen künstlichen Ausgang habe sie ebenfalls abgelehnt, da sei die Scheiße in ihren Bauchraum gequollen.

Ich rücke meinen Stuhl zurecht, der zu nahe am Tisch steht. Patrick hat es sich auf der Bank bequem gemacht, hinter ihm hängt ein Aquarell an der Wand. Ein Zweimaster nähert sich einer Insel, von Möwen begleitet, das Schiff schimmert im Licht einer gelben Sonne. Der Typ, der vorhin die Abfallsäcke nach draußen gestellt hat, ist nicht zu sehen, uns bedient eine Frau, die so klein ist, dass sie sich auf die Zehenspitzen stellen musste, um Döner und Falafel über die Ladentheke zu reichen. Ob es schmecke, fragt sie, während sie den Senfspender mit einem Lappen sauber wischt.

»Wunderbar!«, ruft Patrick. Bisher hat er nur seine gesunde Hand gebraucht, den Kebab jeweils auf den Tisch gelegt, bevor er nach dem Bierglas gegriffen hat. Nun aber höre ich das surrende Geräusch, starre auf die Prothese. Langsam umschließen die künstlichen Finger das Glas. Als er es endlich anhebt, um der Frau zuzuprosten, ist sie im Nebenraum ver-

schwunden. Patricks Mundwinkel spannen an und erzeugen die Idee eines Lächelns.

»Mutter war furchtbar stur. Hat keinen Rat angenommen«, sagt er.

Ich erinnere mich an ihren müden Blick, als wir uns das letzte Mal begegnet sind, versuche, ein anderes Bild wachzurufen, denke an Geburtstagsfeiern im Garten der Bischoffs, daran, wie mich Patricks Mutter an einem Sommerabend nach Hause fuhr, weil sie nicht wollte, dass ich mit dem Fahrrad ins Gewitter geriet. So muss es gewesen sein: Der Wagen stoppt, Regen prasselt auf die Windschutzscheibe, ein Duftbäumchen riecht nach Vanille, und Frau Bischoff dreht den Kopf, um sich zu verabschieden. Doch da sind wieder die Schatten unter ihren Augen.

»Solche Entscheidungen muss man akzeptieren«, höre ich mich sagen.

»Muss man das?«

Wir trinken Aare-Bier, Amber, schon die dritte Flasche. Sticker der Young Boys kleben an den Wänden, auf Stühlen, am Fenster, als wäre der Laden deren Stammlokal. Über dem Getränkeschrank hängt ein Foto von Charlie Chaplin.

Ja, das müsse man, will ich sagen, um eine allgemeine These zur Autonomie von Patienten nachzuschieben. Da öffnet sich die Tür, und unter dem ausgestreckten Arm eines vielleicht achtzehnjährigen Burschen schlüpft ein Mädchen in den Laden. Während sie den Schnee von der Jacke klopft und zur Theke trippelt, bleibt der Junge, zwischen dessen Lippen ein Joint hängt, im Eingang stehen. Kalte Luft umstreicht meine Knöchel. Ich ziehe die Socken hoch.

»Willst du da Wurzeln schlagen?«, fragt Patrick, worauf ihm der Junge einen Blick zuwirft, der sonst für Eltern reser-

viert ist, einen Schritt zurücktritt und die Tür schließt. Das Mädchen ist höchstens fünfzehn, die Augen glasig, die Haare zerzaust. Sie kommt mir bekannt vor. Begegnen mir Schüler außerhalb des Klassenzimmers, ist da oft nur ein vages Wiedererkennen. Minuten später fällt mir ein Name ein, manchmal auch nicht. Die Gesichter sehen alle gleich aus, heutzutage. Das Mädchen scheint mich nicht zu kennen, sie lächelt uns an, danach sieht sie aus dem Fenster und versichert sich, dass ihr Begleiter noch immer draußen steht. Sie öffnet den Getränkeschrank, fischt eine Cola und ein Red Bull aus dem Regal und lässt sich auf einen Stuhl fallen.

Patrick wartet, bis sie still sitzt, und erzählt weiter: Von Stents, die man hätte legen können, von lebensverlängernder Chemotherapie, ebenfalls verweigert, von den Krämpfen, die immer massiver wurden. Einmal habe seine Mutter mitten im Gespräch zu schreien begonnen, zwei Minuten lang, und dann habe sie aufgelegt.

»Das war Absicht«, sagt er. »Sie hat gespürt, dass sie einen Anfall kriegt, und zum Hörer gegriffen.«

»Wie kommst du auf so was?«

»Ich weiß es eben.«

Die Tür schwingt auf, ich höre, wie der Junge auf den Boden spuckt, er kommt herein, streift sich die Kapuze vom Kopf und bleibt neben dem Mädchen stehen. Bald darauf sind die Döner fertig, und die beiden schlurfen zur Theke. Während er einen Zwanziger aus der Hosentasche kramt, dreht sie sich zu uns um, pflückt einen Salatstreifen aus dem Fladenbrot, schiebt ihn in den Mund und sagt, sie wolle draußen essen.

»Mir war klar, dass es diese Weihnachtsfeier nicht geben würde«, sagt Patrick, nachdem die Tür ins Schloss gefallen ist.

»Darmverschluss.« Er blickt nach oben, als müsste er sich an etwas erinnern. »Willst du wissen, wie so was geht?«

»Nicht wirklich.«

»Du kennst mein Interesse fürs Medizinische«, sagt er. Die Prothese summt, ich kann nicht sehen, was geschieht, Patrick hat den rechten Arm in den Schoß gelegt.

»Ich wusste, sie schafft es nicht bis Weihnachten,« sagt er schließlich, schwenkt die Bierflasche und gießt den Rest in sein Glas. Schaum steigt hoch, ein wenig davon kriecht über den Rand. »Und doch bin ich in London geblieben.«

»Wegen der Arbeit?«

»Natürlich nicht!« Seine Stimme überschlägt sich, ich drehe den Kopf zur Seite, die Bedienung starrt uns an. »Was meinst du?«, fährt er fort. »Ist das eine akzeptable Hypothese: Dass ich es nicht hätte ertragen können, sie sterben zu sehen? War ich feige? Ein, wie heißt das schon wieder? Ein Drückeberger. Was denkst du?«

»Ich möchte mir kein Urteil anmaßen«, sage ich. Es fühlt sich an, als spräche ich vor Publikum. »Sie hat es bestimmt verstanden.«

»Hat sie?«

»Worüber sprechen wir, Patrick? Was willst du hören?«

»Ach, vergiss es.« Er schiebt sich den letzten Bissen Döner in den Mund, knüllt die Alufolie zusammen und schnippt die Kugel weg. Danach kippt er das Bier in einem Zug hinunter und bestellt zwei Raki ohne Wasser.

»Erzähl mir von dir«, sagt er und gibt mir zu verstehen, dass ich die Gläser holen soll. Ich räume die Papierservietten weg, bücke mich nach der Alukugel und sage, da gebe es nicht viel zu erzählen.

»Du hast Philosophie studiert?«

»Ja.«

»Und?«

»Bin Lehrer geworden.«

»Ach so. Ja, das ergibt keinen Gesprächsstoff.« Er lacht, während ich die Schnapsgläser von der Theke nehme. Ich rieche daran, meine Nase zieht sich zusammen.

»Ist ein guter Job«, sage ich, nachdem ich mich wieder hingesetzt habe.

»Selbstverständlich.«

»Der Lehrplan lässt mir viele Freiheiten, ich kann den Stoff selber bestimmen.«

»Was bedeutet, dass die Inhalte ständig wechseln.« Patrick zwinkert mit dem rechten Auge, so wie früher.

»Nicht wirklich. Was sich bewährt, behalte ich bei.«

»Hast dich eingerichtet.«

»Wenn man so will.«

»Im Speck, sozusagen.« Patricks Lachen verändert sich, er beginnt zu glucksen, als hätte er sich verschluckt. »Wobei«, sagt er und trinkt den Schnaps leer. »Wenn ich deine Bude anschau, also, ich weiß nicht. Was machst du mit all der Kohle, die du kassierst?«

»Die lege ich zur Seite«, sage ich und lasse den Satz wie eine Frage klingen.

»Wofür denn?«

»Keine Ahnung. Ich gebe halt auch viel weg, Greenpeace und so.«

Patrick schaut mich an, als hätte ich zwei und drei falsch zusammengezählt.

Er will nicht wissen, was ich arbeite, er will wissen, wie ich schlafe. Darum ist er hier. Vielleicht sollte ich zu ihm sagen: In der Nacht setzt sich ein Mahr auf meine Brust, ich erwache

und kann mich nicht bewegen. Der Mahr hockt bloß da, stinkt nach Schwefel und nimmt mir den Atem. Vielleicht sollte ich zu Patrick sagen: Die Träume sind schlimm, und wenn ich erwache, sind die Laken feucht vom Schweiß. Aber so ist es nicht. Nur selten. Also schweige ich und halte seinem Blick stand.

»Möchtest du sehen, wie sie funktioniert?«, fragt er und hebt den rechten Arm. Ich nicke, worauf Patrick verschiedene Griffe zeigt, Lateral Pinch, Tripod Pinch, Opposition Grip, er kennt die deutschen Bezeichnungen nicht. »Kann ich alles damit machen.«

Die Bedienung hat das Radio eingeschaltet, Kaufhauspop dringt aus der winzigen Box, die oben in der Ecke hängt. Der Motor der Prothese ist kaum zu hören.

»Hätte man mal früher erfinden müssen«, sagt Patrick, zieht die Hand aus und legt sie auf den Tisch. Er braucht dafür keine zehn Sekunden, und es wirkt wie ein Akt der Gewalt. Ich betrachte die Prothese und da taucht das Bild wieder auf: Patrick kauert am Boden. Er hält die Zange in die Höhe. Er holt zum Schlag aus.

Ich hebe meinen Kopf in der Erwartung, einen vernarbten Stumpf zu sehen, doch über Patricks Arm ist eine rosafarbene Hülle gezogen, aus deren Ende ein Metallstab ragt.

»Das ist der Silikonliner«, sagt Patrick. »Damit das Ding auch hält.«

Mein Mund ist trocken, die Hülle verschwimmt vor meinen Augen. Ich lasse mir nichts anmerken.

»Okay«, sage ich und schaue zu, wie er aufsteht, einen kleinen Spray aus der Hosentasche nimmt, etwas Flüssigkeit auf das Silikon sprüht und die Prothese wieder anzieht wie einen großen Handschuh. Sie rastet ein und Patrick sieht sich

um, als hätte er ein Tor erzielt, so wie damals im Sportunterricht, ohne zu jubeln, doch mit gereckter Brust. Er winkt in Richtung Theke und bestellt zwei weitere Raki. Schließlich lässt er sich schnaufend auf die Bank fallen.

»Ich möchte dir mal was sagen, Tom. Technologie ist ein Segen. Es gibt Leute, die erzählen diese Robocopscheiße, von gefährlichen Cyborgs und künstlicher Intelligenz, die uns beherrschen wird. Verfluchen das Internet, wünschen sich die Steinzeit zurück. Gehörst du auch zu denen?«

»Nein.«

»Gut. Ich will nicht zurück in die Steinzeit. Da wäre ich längst ein toter Mann, so viel ist klar. Und weißt du, was ich denen sage, den Zivilisationskritikern, diesen Schwachköpfen?«, fragt er und lässt die Prothese langsam den Mittelfinger strecken.

Ich schlucke, dann muss ich lachen.

»Ein Wunder der Technik, sag ich doch!«, ruft er. Die Hand nimmt ihre Ausgangsposition ein: Innenfläche nach oben, die Finger gestreckt. Patricks Augen leuchten. Die Stimmung scheint gekippt zu sein. Wir sind wieder vierzehn, grün hinter den Ohren, tausend Einfälle im Kopf, einer alberner als der andere. Ich überlege, wie ich die Idee weiter-spinnen könnte, suche nach einer absurden Funktion, zu der die Prothese fähig wäre, doch mir fällt nichts ein.

»Hast du mit solchen Leuten zu tun?«, frage ich.

»Mit welchen?«

»Zivilisationskritikern.«

»Nein, warum?« Patricks Lachen ist bereits wieder verschwunden. Er stiert auf die leeren Gläser, als hätte er vergessen, worüber wir gesprochen haben. Für einen Moment frage ich mich, ob er den Verstand verloren hat.



Peter Zimmermann, geboren 1972, wuchs im Kanton Nidwalden auf und lebt in Bern. Er promovierte in Philosophie und arbeitet als Fachdidaktiker an der Universität Freiburg. Seit 2016 veröffentlicht er Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften. Für sein Schreiben wurde er verschiedentlich ausgezeichnet, unter anderem mit einem Werkbeitrag der Zentralschweizer Literaturförderung und dem Irseer Pegasus 2019.

Was der Igel weiß ist Zimmermanns erster Roman.